

undisciplined thinking_

3/2020_text

Ulrike Vedder _ Literatur der Seitenverwandtschaft:
Diderots Nichten und Neffen in der Gegenwartsliteratur

undisciplined thinking_ is a research platform founded by Katrin Solhdju and Margarete Vöhringer. Inspired by Sigrid Weigel's work it explores the tensions between disciplined academic culture and the complex world surrounding us, and facilitates the publication of new, interdisciplinary analyses through the most hybrid forums of all – the internet.

more_ [undisciplined thinking_](#)

Fragt man gegenwärtig nach dem Verhältnis von Literatur und Verwandtschaft, so schiebt sich das Genre des Familien- und Generationenromans in den Vordergrund, dessen massive Wiederkehr in der Gegenwartsliteratur seit einigen Jahren zu verzeichnen ist.¹ Eher im Schatten dieses Booms und dieses Genres sind hingegen diejenigen Texte angesiedelt, um die es in den folgenden Überlegungen gehen soll: Sie thematisieren weder ausgedehnte Sippschaften oder weitverzweigte Patchworkfamilien noch strikt patri- oder matrilineare Herkunftserzählungen; wohl auch deshalb sind es – bis auf eine Ausnahme – keine Romane. Stattdessen handelt es sich um eine Textreihe, anhand derer das folgenreiche Prinzip der Seitenverwandtschaft in einigen seiner literarischen Formationen und Konsequenzen zu erörtern ist, genauer gesagt: die Figurationen von Nichten und Neffen. Und so sollen ausgehend von *Rameaus Neffe* von Denis Diderot (entstanden ab 1761, erstpubliziert 1805 in Goethes Übersetzung) einige neuere Texte aus den 1980er und 90er Jahren in den Blick genommen werden: *Rameaus Nichte* von Cathleen Schine (1993), *Voltaires Neffe* von Hans Magnus Enzensberger (1996), *Wittgensteins Neffe* von Thomas Bernhard (1982) und *Wittgensteins Nichte* von Barbara Köhler (1999).

Diese Sammlung von Texten erscheint schon angesichts ihrer Titel einschlägig. Ihre Untersuchung soll aber mehr als nur Motivähnlichkeiten oder Parallelektüren eröffnen. Vielmehr interessieren die literarischen Nichten und Neffen hier als Alternativmodell zu solchen patrilinearen Filiationen oder ödipalen Konstellationen, die sowohl in literarischen Texten als auch in der Literaturgeschichtsschreibung immer wieder prominent sind und deren Thematisierung und Verschiebung durch die Literatur der Seitenverwandtschaft in besonderer Weise ermöglicht wird. Darüber hinaus übernehmen die seitenverwandtschaftlichen Figuren spezifische Funktionen für die Selbstreflexion der Texte, wenn sie deren Hervorgebrachtsein zum Sujet machen: anhand der diversen Genie-, Originalitäts- oder Epigonendiskurse, die in den Nichten- und Neffen-Texten immer wieder auftauchen. Auffallend ist zudem die Affinität dieser Nichten und Neffen und ihrer Rhetorik der Verwandtschaft zum Prinzip des Dialogischen und den damit zusammenhängenden Modi literarischer Wissensgenerierung und -übertragung. Und schließlich sind ihre Leistungen für intertextuelle Übertragungen zu analysieren, die schon aus den Titeln der hier zur Debatte stehenden Texte sprechen, sind doch in jedem dieser Titel auf dreifache Weise Intertextualitätssignale vorhanden: zunächst im genannten Eigennamen von Kunst- oder Textproduzenten (Rameau, Voltaire,

¹ Vgl. dazu Bernhard Jahn: Familienkonstruktionen 2005. Zum Problem des Zusammenhangs der Generationen im aktuellen Familienroman. In: *ZfGerm* 3/2006, S. 581–596; Manuel Gogos: Philip Roth & Söhne. Zum jüdischen Familienroman, Hamburg 2005; Friederike Eigler: Gedächtnis und Geschichte in Generationenromanen seit der Wende, Berlin 2005; Harald Welzer: Schön unscharf. Über die Konjunktur der Familien- und Generationenromane. In: *Mittelweg* 36 1/2004, S. 53–64.

Wittgenstein); dann in der Verwandtschaftsbezeichnung als Relationalitätsbezeichnung; schließlich in der je zweistelligen Titelgebung, die wiederum intertextuelle Bezugnahmen zu ihrer Vorgängerreihe markiert und qua Interfiguralität Verwandtschaftsverhältnisse beispielsweise von Wittgensteins Nichte über Wittgensteins Neffen hin zu Rameaus Neffen etabliert. Diese und andere Effekte literarischer Nichten- und Neffenschaft sind deutlich geschlechtlich codiert, und anders als die Formationen von Söhnen und Töchtern, von Schwester- und Bruderschaften erlauben sie – als Seitenverwandtschaft – andere Inszenierungen der Geschlechterverhältnisse: hinsichtlich der Fragen nach der Verwandtschaft, der Subjektivität und Alterität, der Wissenshervorbringung und -übertragung.

1. Seitenverwandtschaft und Dialogizität: *Rameaus Neffe* von Diderot

Aus dem reichhaltigen Themenspektrum, das sich anhand von Diderots Dialog *Le Neveu de Rameau* entfalten ließe, seien hier nur zwei Punkte ausgewählt, die in den folgenden Lektüren dann wieder relevant sein werden: der zentrale Aspekt der Dialogizität, den die Forschungsliteratur zu Diderot immer wieder betont hat, sowie der Aspekt der Seitenverwandtschaft, der bisher kaum diskutiert worden ist, obwohl doch bereits der Titel des Dialogs die Rhetorik der Verwandtschaft aufruft. Die beiden Stimmen, die diesen Dialog führen, sind bekanntlich nur durch die Personalpronomina „Moi“ und „Lui“, „Ich“ und „Er“, bezeichnet, sind also in ihrer Identität zunächst recht unbestimmt: „Moi“ wird zwar als „le philosophe“ angesprochen, bleibt aber gänzlich namenlos, während „Lui“ immerhin ein geschlechtlich markiertes Pronomen ist und, wenn auch keinen Vornamen, so doch einen Nachnamen und damit einen Familiennamen trägt,² nämlich den Nachnamen eines berühmten Onkels, des Komponisten Rameau. „Lui“ selbst, der Neffe, ist ein erfolgloser Musiker, ein Schmeichler, ein Schnorrer, ein „composé“³, ein ‚Zusammengesetztes‘ also, ein Narr. Michel Foucault bezeichnet ihn als ‚jene[s] schwächliche[] Leben, das der Animalität nur durch einen Namen entgeht, der nicht einmal der seine ist (Schatten eines Schattens)‘.⁴ „Lui“ hat demnach keinen eigenen Namen, das heißt, er ist nichts als ein Neffe, zumal der Neffe eines großen Namens, den er nicht durch eigenes großes Künstlertum zu überflügeln vermag.⁵

² Der Nachname wird sofort bei seiner ersten Nennung im Text mit der Position des „Lui“ als Seitenverwandter verknüpft: „Vous étiez curieux de savoir le nom de l’homme, et vous le savez. C’est le neveu de ce musicien célèbre [...]“ / „Ihr wart neugierig, den Namen des Mannes zu wissen, da habt ihr ihn. Es ist der Vetter [Neffe] des berühmten Tonkünstlers [...]“ (Rameaus Neffe. Ein Dialog von Denis Diderot, übersetzt von Goethe. Zweisprachige Ausgabe, m. e. Nachwort von Horst Günther, Frankfurt a. M. 1996, S. 14 f.) (fortan zitiert: RN).

³ RN, S. 10.

⁴ Michel Foucault: *Wahnsinn und Gesellschaft*, Frankfurt a. M. 1969, S. 354.

⁵ Ein paralleles Dilemma spießt Heinrich Heine in *Lutetia* auf: „dagegen sah ich dieser Tage mit leiblich eignen Augen die Visitenkarte eines schlechten italienischen Sängers, der unter seinem Namen die Worte neveu de Mr.

Dies trifft „Lui“ in doppelter Weise, weil es ihm zwei verwandtschaftliche Optionen unmöglich macht oder, wenn man so will, erspart. Zum einen handelt es sich um die Option unausweichlicher Patrilinearität, die, so erläutert „Lui“, die Matrix des Adelsstands darstellt, der nämlich „sich fortpflanzt und dessen Herrlichkeit wächst, indem er vom Großvater zum Vater, vom Vater zum Sohn, vom Sohn zum Enkel übergeht, ohne daß der Ahnherr eine Forderung von Verdienst an seinen Abkömmling mache.“⁶ Goethe übersetzt an einigen Stellen *neveu* nicht als ‚Neffe‘, sondern als ‚Vetter‘, mithin mit dem zeitgenössischen Begriff für männliche Seitenverwandte, seien sie Neffe, Cousin oder Onkel. Umso deutlicher wird demnach, dass der *neveu* hier nicht in einer linear verlaufenden Herkunftskette enthalten ist, in der ein männliches Kettenglied ursächlich aus dem anderen hervorgeht – Großvater, Vater, Sohn, Enkel –, sondern dass er als Seitenverwandter durchaus quer zu den intergenerationellen Herkünften und Übergaben steht. Eine zweite verwandtschaftliche Option, von „Lui“ thematisiert, wäre die komplette Loslösung aus jeglicher Familienbindung, die der Neffe für das Genie propagiert: „und besonders weiß ich an Leuten von Genie zu schätzen, daß sie nur zu *einer* Sache gut sind, drüber hinaus zu nichts. Sie wissen nicht, was es heißt, Bürger, Väter, Mütter, Vettern und Freunde zu sein.“⁷ Zwar bezeugt „Lui“ mehrfach Unbehagen an seiner namentlichen und familialen Herkunft,⁸ doch macht ihn das keineswegs zum autonomen Originalgenie, im Gegenteil: Gerade in seiner prekären Identität als Neffe figuriert er im Dialog als genialer Nachahmer der Verhaltensweisen seiner Umgebung, als atemberaubender Pantomime – nicht nur seines Onkels und der Musik, sondern der gesamten Pariser Gesellschaft, deren unverzichtbarer Teil er ist: als ihr „Krümchen Sauerteig, das das Ganze hebt“,⁹ als ihr Beobachter und als ihr Objekt.

Diderots Text ist nicht nur formal als Dialog gestaltet, indem zwei Stimmen Rede und Gegenrede führen. Vielmehr exerziert er das Prinzip des Dialogischen auf mehrfache Weise; zunächst als Mehrstimmigkeit, insofern die Rede des Neffen in sich schon mehrstimmig ist: Er fällt sich selbst ins Wort, inszeniert eine Fülle verschiedener Redeweisen, spricht mit

Rubini hatte drucken lassen.“ (Heinrich Heine: *Lutetia. Berichte über Politik, Kunst und Volksleben*. In: *Sämtliche Schriften*, hrsg. v. Klaus Briegleb, Bd. 5, München 1997, S. 217–548, hier S. 447.)

⁶ Und „Lui“ fährt fort: „Der alte Stamm ästet sich zu einem ungeheuren Narrenbaume, aber was schadet das?“ Vgl.: „[...] la noblesse qui se transmet et dont l’illustration s’accroît en passant du grand-père au père, du père au fils, du fils à son petit-fils, sans que l’aïeul impose quelque mérite à son descendant. La vieille souche se ramifie en une énorme tige de sots; mais qu’importe?“ (RN, S. 196–199)

⁷ Und weiter: „Unter uns, man sollte ihnen durchaus gleichen, aber nur nicht wünschen, daß der Same zu gemein würde. Menschen muß es geben, Menschen von Genie nicht.“ Vgl.: „Et c’est ce que je prise particulièrement dans les gens de génie. Ils ne sont bons qu’à une chose. Passé cela, rien. Ils ne savent ce que c’est d’être citoyens, pères, mères, frères, parents, amis. Entre nous, il faut leur ressembler de tout point; mais ne pas désirer que la graine en soit commune. Il faut des hommes; mais pour des hommes de génie; point.“ (RN, S. 18–21)

⁸ „Rameau! Rameau zu heißen, das ist unbequem“; „Rameau! s’appeler Rameau, cela est gênant.“ (RN, S. 196 f.)

⁹ Vgl.: „un grain de levain qui fermente“ (RN, S. 12 f.).

diversen Stimmen. Zudem kommen die zwischen dem Neffen und dem Ich erörterten Fragen um Vernunft, Leidenschaft und Kunst, um Verstellung und Moral, um Ethik und Ästhetik, um Natur und Unnatur des Menschen zu keinem definitiven Ende. Der platonische Dialog der Wahrheitsfindung – sozusagen das ‚Urmuster‘ der Gattung des Dialogs – wird hier zu einem Dialog, der den Diskurs über die Wahrheit des Menschen und das Wissen vom Menschen korreliert: eine unabschließbare Dialogizität, insofern die Argumentationen beider Stimmen weder bei einer Wahrheit noch bei einer Synthese oder einem irgend gesicherten Wissensbestand ankommen.¹⁰

Eine solche Polyperspektivik findet zudem nicht nur im Dialog selbst statt, sondern auch in den Pantomimen, in die Rameaus Neffe während des Sprechens verfällt. Mit seinem bis zum Zerreißen gespannten Körper führt er die „pantomimische[] Doppelung“¹¹ der Dialogizität vor: sei es die Pantomime eines ganzen „Operntheater[s]“¹² mit Sängerinnen und Sängern, mit komplettem Orchester, mit Tänzerinnen und Tänzern; sei es die Pantomime der Verführungsszene eines jungen Mädchens mit aller dazugehörigen geschlechtercodierten Rhetorik; sei es die Pantomime seiner eigenen Frau in ihrer Körperlichkeit. Zur Kunst der Performanz des Neffen gehört auch die Inszenierung des weiblichen Geschlechts, genauer: diverser Maskeraden der Weiblichkeit. Dies trägt wesentlich zu seinem transgressiven¹³ und transvestiven Charakter bei, werden doch Selbstverlust *und* Monströsität des Neffen immer wieder thematisiert. Somit ist der Neffe hier nicht nur – als Seitenverwandter – nicht in eine patrilineare Herkunftskausalität eingebunden, zu der er vielmehr quersteht. Darüber hinaus steht er auch zur sogenannten ‚Natur des Menschen‘ quer, wenn er als grotesk verzerrter, transgressiver, amoralischer Fremder erscheint¹⁴ und damit – als „composé“, als Zusammengesetztes – auch die Ordnung der Geschlechter trifft.

Damit performiert der Neffe auf seine Art den berühmten Satz einer weiblichen Stimme aus einem anderen Dialog Diderots: „L’homme n’est peut-être que le monstre de la femme, ou la

¹⁰ Vgl. zum Verlust dieser Bedeutung in Hegels Diderot-Lektüre: Bei Diderot „blieb die dialogische Beziehung zwischen *Moi* und *Lui* doch offen und symmetrisch, weil die beiden Personen im kontingenten Verlauf des Gesprächs sich wechselseitig in extreme Positionen trieben und ihre Charaktere reicher als erwartbar entfalteten. Mit den Augen Hegels gesehen hat hingegen das *zerrissene Bewußtsein* von Anbeginn ein Übergewicht“ (Hans Robert Jauf: Der dialogische und der dialektische „Neveu de Rameau“. In: Ders.: Ästhetische Erfahrung und literarische Hermeneutik, Frankfurt a. M. 1991, S. 467–504, hier S. 499).

¹¹ Rainer Warning: Goethe, Diderot und der *Neveu de Rameau*. In: DVjs 4/2007, S. 523–545, hier S. 531. Man könnte auch von Verschachtelung statt Doppelung sprechen, sind doch die Pantomimen durch „Moi“ sprachlich gefasst und erzählbar gemacht, so dass etwa für die Pantomime des Operntheaters gilt: „*Moi* vermittelt also die Nachahmung der vom Neffen vermittelten Nachahmung der vom Komponisten vermittelten Nachahmung der Natur.“ (Helmut C. Jacobs: „Je suis excellent pantomime“. Musik und Pantomime in Denis Diderots *Le Neveu de Rameau*. In: Romanistische Zeitschrift für Literaturgeschichte – Cahiers d’Histoire des Littératures Romanes 25/2001, S. 309–337, hier S. 322.)

¹² RN, S. 169.

¹³ Vgl. Warning (wie Anm. 11), S. 536.

¹⁴ Vgl. Julia Kristeva: *Fremde sind wir uns selbst*, Frankfurt a. M. 1990 (Orig. 1988).

femme le monstre de l'homme.“¹⁵ Im Gespräch über die Klassifikation der Menschen in Frauen und Männer – im Kontext einer Erörterung der *sciences de la vie* – stammt diese Rede vom Monströsen bzw. von der Unnatur entweder des Mannes oder der Frau aus Diderots *Rêve de d'Alembert* (1769). Dieser Dialog folgt der Manier der (Früh-)Aufklärung, die dialogische Generierung und Popularisierung von Wissen mit dem Modus von Galanterie und Erotik zu verknüpfen und das gattungsgemäße Figureninventar von Dialogen um eine weibliche Stimme zu erweitern – und zwar um die Rolle der Schülerin.¹⁶

Zweihundert Jahre später wird eine solche Konstellation in Cathleen Schines Roman *Rameau's Niece* (1993, dt. 1995) von zentraler Bedeutung sein, entdeckt doch die Protagonistin, eine Romanistin im New York der 1990er Jahre, ein französisches Dialogmanuskript aus dem 18. Jahrhundert, das passagenweise in den Roman eingeflochten ist. Die beiden Stimmen heißen dort „Myself“ und „She“: „Myself“, ein Philosoph, und „She“, seine Schülerin, zugleich Rameaus Nichte. Beider Gespräch verknüpft das philosophische und das erotische Begehren nach Erkenntnis, das „desire to know“¹⁷ – eine geradezu schulmäßige Bezugnahme auf aufklärerische Dialoge. Die Begeisterung der postmodernen Romangehenwart für den aufklärerischen Text hat mehrere Gründe: Der aufgefundene Dialog ist ein Text ohne Autor, und er gibt einer weiblichen Alternative sowohl zur Aufklärung als auch zum Logozentrismus seine Stimme, insofern auch die erotisierten Körper sprechen; zugleich erscheint er als ultimativer postmoderner Text, der fast nur aus Zitaten von Kant, Condorcet, Diderot u.v.a. besteht und auf diese Weise den Epigonendiskurs aufruft. Diesen Dialog macht die Protagonistin der Romangehenwart zum Zentrum ihres neuen Buchs über „underground Enlightenment literature“, was insofern ganz witzig ist, als der aufklärerische Dialog durch die Dialogunfähigkeit der postmodernen Akademikerin konterkariert wird: Auf ihre Fähigkeit, das Übermaß postmoderner Diskursvielfalt zu durchschauen, kann sie selbst nur mit Vergesslichkeit reagieren, so dass sie kaum mit Kollegen und Studierenden kommunizieren kann.

Ohne Cathleen Schines Roman über Gebühr belasten zu wollen, der auf die Unterhaltung eines akademisch gebildeten Lesepublikums abzielt, lässt sich doch festhalten, dass der Text – jenseits des Titelwitzes – Diderots Dialog nicht wirklich aufnimmt oder reinszeniert, und dass der Wechsel vom Neffen zur Nichte es zwar erlaubt, auf die Genre- und Gender-Geschichte

¹⁵ Denis Diderot: *Le Rêve de d'Alembert*, Paris 2002, S. 121. Vgl.: „Der Mann ist vielleicht nur die Mißgeburt der Frau, oder die Frau die Mißgeburt des Mannes.“ (Denis Diderot: *D'Alemberts Traum*. In: Ders.: *Erzählungen und Gespräche*, übers. v. Katharina Scheinfuß, Leipzig 1953, S. 436–501, hier S. 466.)

¹⁶ Vgl. Birgit Wagner: *Dialog, Wissen, Geschlecht*. Von Platon zu Fontenelle und Diderot. In: G. Vickermann-Ribémont, D. Rieger (Hrsg.): *Dialog und Dialogizität im Zeichen der Aufklärung*, Tübingen 2003, S. 31–48.

¹⁷ Cathleen Schine: *Rameau's Niece*, New York 1993, S. 117.

des Dialogs Bezug zu nehmen, insgesamt aber auf der Ebene der Anspielung verbleibt. Anders verfährt Thomas Bernhards lange Erzählung *Wittgensteins Neffe* (1982). Sie geht über den Modus der Anspielung hinaus, indem sie das Prinzip der Seitenverwandtschaft auf literarische und literaturtheoretische Fragestellungen beziehbar macht, zu denen das Theorem der „Einflussangst“ (Harold Bloom) und das der „Familienähnlichkeit“ (Ludwig Wittgenstein) gehören.

2. Seitenverwandtschaft und Intertextualität: *Wittgensteins Neffe* von Thomas Bernhard

Zunächst ließe sich eine lange Reihe intertextueller Bezugnahmen zwischen den beiden Texten von Diderot und Bernhard ausmachen. Sie erstrecken sich von den Figuren über Effekte von Verwandtschaft bis hin zu biographischen Zufällen – Denis Diderots Bekanntschaft mit Rameaus Neffen lässt sich historisch ebenso belegen wie Thomas Bernhards Freundschaft mit Paul Wittgenstein, dem Neffen von Ludwig Wittgenstein.¹⁸ Einige dieser Parallelen sollen hier als literarische Strategien besonders interessieren: zunächst die beiden Neffenfiguren. So stehen beide Neffen im Schatten ihrer berühmten Onkel; beide diskutieren Fragen um Epigonentum, Originalität und Genie; beide lieben die Oper auf fanatische Weise; beide können auf ebenso entfesselte wie verstörende Art lachen; beide werden von ihrer Umgebung für verrückt gehalten. Schon diese Parallelität der Charakteristika schafft eine große Nähe zwischen beiden Neffen.

Interessanter aber für die Frage der Intertextualität sind die Textfunktionen der beiden Figuren als Neffen. So geht sowohl bei Diderot als auch bei Bernhard von den Neffen eine Bewegung der Destabilisierung aus, die die jeweilige Familie und Umgebung ebenso trifft wie die Texte selbst. Beide Neffen gelten als Verlierer, die einen großen Namen ‚zu unrecht‘ usurpieren. Und während Rameaus Neffe sich immer wieder an der Musik seines Onkels abarbeitet, hat der Neffe Paul Wittgenstein sogar mit zwei Onkeln zu kämpfen, einem toten und einem lebenden. Wenn auch Pauls Onkel Ludwig längst tot ist, verfolgt ihn doch dessen fortlebender Name den ganzen Text hindurch, weil Paul im häufig genannten „Pavillon Ludwig“ der „Irrenanstalt *Am Steinhof*“¹⁹ untergebracht ist. Ein zweiter übermächtiger, mehrfach genannter Onkel lebt zwar, kann aber jederzeit den Tod bringen, handelt es sich doch um einen

¹⁸ Vgl. Tobias Heyl: Zeichen und Dinge, Kunst und Natur. Intertextuelle Bezugnahmen in der Prosa Thomas Bernhards, Frankfurt a.M. u.a. 1995, S. 202.

¹⁹ Thomas Bernhard: *Wittgensteins Neffe*. Eine Freundschaft, Frankfurt a.M. 1996 (Orig. 1982), S. 8 (fortan zitiert: WNe).

berühmten Mediziner, den Paul „immer wieder abwechselnd ein Genie oder einen Mörder“²⁰ nennt. Die Frage des Neffeseins durchzieht den Text also in geradezu aufdringlicher Weise, nicht nur, weil Figurenpersonal und Topographie der Erzählung durch sie bestimmt sind, sondern auch, weil Textdynamik und intertextuelle Bezugnahmen in ihrem Zeichen stehen.

Für eine Analyse der zentralen Textdynamik, die zwischen Autorität und Verwerfung herrscht, ist es aufschlussreich, dass die Privilegierung der Neffe-Onkel-Konstellation in den beiden Texten von Diderot und Bernhard – die ganz ohne Tanten, Nichten oder Cousinen auskommen²¹ – mit einer anderen Privilegierung männlicher Beziehungen korrespondiert, nämlich der zwischen Neffe und männlichem Ich.²² So herrscht in beiden Texten eine auffallende Gesprächslust unter den männlichen Protagonisten: Sie kommen sich im erregten Sprechen nahe, können sich kaum voneinander trennen, diskutieren ausschweifend bis zur völligen Erschöpfung. Dass diese Gesprächslust geschlechtlich und sexuell codiert ist, wird in Diderots Dialog von der Figur des „Moi“ vorgegeben: Der sagt eingangs von sich, er überlasse seinen Geist „à tout son libertinage“, so dass dieser die erstbeste Idee verfolge, die sich zeige – ebenso wie die Jünglinge den „courtisanes“ folgten, ohne sich an sie zu binden.²³ Die Lusterzeugung des Gesprächs erfolgt aber auch durch jene Sprachgewalt, mit der die Protagonisten Autoritäten angreifen, seien es solche des kulturellen oder politischen Lebens, seien es solche des Literatur-, Kunst- oder Philosophiekansons, seien es solche der Familie. Wenn der Diderotsche „Lui“ etwa Voltaire das Genie oder Montesquieu den Intellekt bestreitet,²⁴ so geht das mit einer Lust an der großen Geste einher, ähnlich wie in Thomas Bernhards Texten, wo uralte Geschlechter ausgelöscht und riesige Familienbesitztümer an Fremde verschenkt werden oder wo durch bloßes *namedropping* Autoritäten zwar heranzitiert, anschließend aber ignoriert oder beiseite geworfen werden.

Solche Verwerfungen fungieren zugleich als Strategie zur Gewinnung einer starken Autorschaft im Sinne Harold Blooms und seines Modells der Einflussangst, das diese Verwerfungen geschlechtlich markiert.²⁵ Blooms Theorem besteht bekanntlich in einer

²⁰ WNe, S. 9. Dieser Onkel, als Herr über Leben und Tod geschildert, traktiert die Patienten in der Nachbarklinik, wo das erzählende Ich untergebracht ist, besucht aber seinen Neffen trotz räumlicher Nähe niemals.

²¹ Einmal wird eine Tante von Paul Wittgenstein genannt, aber nur als Teil einer Serie von Familienmitgliedern, innerhalb derer auch eine Schwester erwähnt wird (vgl. WNe, S. 101).

²² Diese Privilegierung männlicher Beziehungen manifestiert sich bei Thomas Bernhard auch im Untertitel: *Eine Freundschaft*. Die dialogische Freundschaft gerät zur Double-Bildung, vgl. etwa: „wie der Paul [...] war auch ich [...] wie der Paul [...] wie der Paul [...] wie der Paul [...] genauso wie der Paul!“ (WNe, S. 32–37). Vgl. Uwe Betz: Personale Ambivalenz und multiples Ich-Schauspiel. Zu Pantomimen und Doubles aus Bernhards späterem Werk. In: A. Honold, M. Joch (Hrsg.): Thomas Bernhard. Die Zurichtung des Menschen, Würzburg 1999, S. 133–143.

²³ Und dann folgt: „Mes pensées, ce sont mes catins.“ / „Meine Gedanken sind meine Dirnen.“ (RN, S. 8 f.)

²⁴ Vgl. RN, S. 78 f.

²⁵ Harold Bloom: Einflussangst. Eine Theorie der Dichtung, Basel/Frankfurt a. M. 1995 (Orig. 1973), passim.

Übertragung des psychoanalytischen Modells der ödipalen Konstellation auf sein Konzept von Literaturproduktion, das als Kampf der jeweils jüngeren Autoren gegen ihre ‚Väter‘, das heißt gegen die älteren, erfolgreichen Autoren beschrieben wird: Literaturgeschichtsschreibung im Modus des Familienromans also. Der Ausschluss von Autorinnen aus diesem Konzept ist vielfach kritisiert und durch andere Modelle weiblicher Traditionsbildung beantwortet worden, die durchaus auch in verwandtschaftsrhetorischer Manier entwickelt wurden, etwa als ‚schwesterliche‘ Bezugnahmen in Sandra Gilberts und Susan Gubars Studie *The Madwoman in the Attic*.²⁶

Die Frage, die sich anhand von Rameaus und Wittgensteins Neffen aufdrängt, ist demnach die nach den Möglichkeiten einer Verschiebung des Einflussangst-Modells durch die Idee der Seitenverwandtschaft, hier einer Onkel-Neffe-Konstellation, die an die Stelle einer Vater-Sohn-Konstellation tritt. Eine solche Frage zielt darauf, das ödipale Strukturmodell auf andere Konstellationsmöglichkeiten hin zu öffnen und damit den Begriff der Verwandtschaft im Zusammenhang mit Fragen der Intertextualität weder als eine Struktur zu fassen, die auf das Ödipale und seine „strong poets“ begrenzt ist, noch die bloße Metapher einer allgemeinen ‚Textverwandtschaft‘ zu nutzen, wie es häufig geschieht.

Gerade in Thomas Bernhards Texten, die Intertextualität und Dialogizität mit Verwandtschaft bzw. Seitenverwandtschaft in Verbindung bringen, geht es neben den genannten Verwerfungen immer auch um Verfahren der Anverwandtschaftlichung. So gibt es – außer den virulenten Bezugnahmen auf Fragen des Erbens und des erbrelevanten Verwandtseins – beispielsweise zahlreiche Bezüge auf Chemie und Genetik, die, insofern sie ‚Wahlverwandtschaften‘ stiften oder durch genetische Manipulation Verwandtschaften konstituieren, auch als Markierungen von Intertextualität aufgefasst werden können.²⁷ An die Stelle von Vater-Sohn-Filiationen treten auf diese Weise einander überkreuzende Ähnlichkeiten und Beziehungen und damit eine Anspielung auf ein Modell, die in diesem Zusammenhang naheliegend ist: auf Ludwig Wittgensteins Konzeption der

²⁶ Vgl. Sandra M. Gilbert, Susan Gubar: *The Madwoman in the Attic. The Woman Writer and the 19th Century Literary Imagination*, New Haven/London 1979. Vgl. auch die Kritik durch Annette Kolodny: *Neu lesen – erneut lesen – (Ge-)schlecht lesen. Eine Landkarte*. In: A. Assmann (Hrsg.): *Texte und Lektüren. Perspektiven in der Literaturwissenschaft*, Frankfurt a.M. 1996, S. 247–268. Auch die weitreichende Annahme des grundsätzlich intertextuellen Charakters von Texten, wie sie etwa Julia Kristeva entwickelt hat, führt dank der postulierten unausweichlichen Mehrstimmigkeit zur Destabilisierung von Geschlechtsidentitäten – auch von „strong poets“ – in Texten, vgl. Julia Kristeva: *Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman*. In: J. Ihwe (Hrsg.): *Literaturwissenschaft und Linguistik. Ergebnisse und Perspektiven*, Bd. 3, Frankfurt a.M. 1972, S. 345–375 (Orig. 1967).

²⁷ Vgl. dazu, anhand von *Korrektur*, Heyl (wie Anm. 18), S. 123. Goethes *Wahlverwandtschaften* sind ein Referenztext in zahlreichen Texten Bernhards, z.B. in *Verstörung*, *Alte Meister*, *Korrektur*, etc.; in *Auslöschung* erstellt Murau gleich zu Beginn eine Leseliste für Gambetti, die zur Lektüre der *Wahlverwandtschaften* führen soll.

„Familienähnlichkeit“ (in seinen *Philosophischen Untersuchungen*). Diese kognitive Metapher hat Wittgenstein bekanntlich gegen eine philosophisch-essentialistische Suche nach dem Wesen der Dinge und der Sprache gesetzt. Denn wie auch Familienähnlichkeiten keine durchgängige Gemeinsamkeit aufweisen, sondern ein Ähnlichkeitsnetz entfalten, dessen Ränder ‚verschwommen‘ sind – so wie Francis Galtons Kompositfotografien aus Porträts von Familienmitgliedern unterschiedlicher Generationen, auf die Wittgenstein sich bezieht²⁸ –, so können auch, nach Wittgenstein, Begriffe nicht aufgrund allgemeiner Wesenszüge analytisch definiert werden, sondern aufgrund ihrer vielfältigen Gebrauchsweisen und ihrer jeweiligen kontextuellen Vernetzung.

3. Grammatik der Geschlechter: *Wittgensteins Nichte* von Barbara Köhler

Die genannte Konzeption der „Familienähnlichkeit“ spielt, ebenso wie die Verknüpfungen zwischen Intertextualität, Dialogizität und der Kategorie des Geschlechts, auch in einem weiteren Buch eine entscheidende Rolle: in Barbara Köhlers Textsammlung *Wittgensteins Nichte* (1999). Der Titel der Sammlung lässt sich zunächst als explizit weibliches Gegenstück zu Thomas Bernhards *Wittgensteins Neffe* verstehen. Darüber hinaus markiert er als Verwandtschaftsbezeichnung ein Verwandtschaftsverhältnis sowohl zu Wittgensteins Neffen, mit dem Wittgensteins Nichte auf verschiedenen Wegen verwandt sein kann, als auch zu Wittgenstein selbst. Dies ruft wiederum die Idee einer geistesverwandtschaftlichen Nähe auf, die sich aber – darauf verweist der Verwandtschaftsgrad der Nichte – nicht im genannten ödipalen Strukturmuster fassen lässt. Als Alternativmodell zur patrilinearen Filiation erscheint hier die Vervielfältigung möglicher Positionsbestimmungen, kann doch die Nichte, verstanden als Tochter des Mutterbruders oder des Vaterbruders, der Mutterschwester oder der Vaterschwester, sehr unterschiedliche Positionen im Verwandtschaftssystem einnehmen, analog zum Neffen.

Darüber hinaus jedoch, und da geht die Bezeichnung der Nichte über die des Neffen hinaus, lässt sich in Barbara Köhlers Titel auch das „Nicht“ hören und damit eine Negation: „Nichte“, eine Pluralisierung des „Nicht“, die wiederum den größtmöglichen Abstand zu Wittgenstein markieren könnte. Dieses Wortspiel, das angesichts von Köhlers lyrischem Vergnügen und analytischem Interesse an der Buchstäblichkeit naheliegt, eröffnet ein Deutungsspektrum zwischen dem Prinzip der (Seiten-)Verwandtschaft und seiner Negation und damit zwischen einer Rhetorik der Herkunft und Verknüpfung und einer Redeweise ihrer Verneinung. Zudem

²⁸ In *A Lecture on Ethics* (1929), vgl. Carlo Ginzburg: Familienähnlichkeiten und Stammbäume. Zwei kognitive Metaphern. In: S. Weigel, O. Parnes, U. Vedder, St. Willer (Hrsg.): *Generation. Zur Genealogie des Konzepts – Konzepte von Genealogie*, München 2005, S. 267–288, hier S. 268.

bringen solche Wortspiele die sprachlichen Muster und grammatischen Strukturen, die Regelzwänge und Spielmöglichkeiten zum Ausdruck, auf die sich Barbara Köhlers Spracharbeit richtet. Diese Spracharbeit lässt sich unter dem Stichwort einer „grammatik der differenz“²⁹ fassen und zielt auf die Wahrnehmung und Wahrnehmbarmachung sprachlicher und symbolischer Differenzen und Hierarchien ebenso wie auf deren Umschrift. Köhlers Interesse an einer solchen „grammatik der differenz“ ist auch als Grammatik der Geschlechter zu verstehen.³⁰ So heißt es in dem Essay *Zwischen den Bildern*, enthalten in der Textsammlung *Wittgensteins Nichte*: „Entscheidend für den Versuch, die Differenz zu denken, wäre eine Syntax der Geschlechter, das Verhältnis beider zum Anderen, das Verhältnis des Ichs – maskulin und feminin – als Subjekt zum NichtIch als Objekt“.³¹

Die sprachliche Konstitution eines Subjekts – auch „Als-ob-Subjekt“ oder „Hetero sapiens“ genannt³² – interessiert Köhler vor allem hinsichtlich ihrer Instabilität und Mehrdeutigkeit, die bei näherer Betrachtung immer deutlicher wird: „Unter den Bedingungen deutscher Grammatik aber unterscheiden sich Ichs z.B. nach dem, was bei ihrer Transformation in die Dritte Person Singular geschieht.“³³ Effekte einer geschlechtlichen Markierung bisher nicht markierter Personalpronomina und der durch sie gestifteten Relationen³⁴ sind auf der einen Seite das Fremdwerden und auf der anderen Seite das Anverwandeln oder Anverwandtschaftlichen. Auf diese Weise wird hier von Köhlers Prosa aus auch das weitreichende Gedankenspiel möglich, die Personalpronomina „Moi“ und „Lui“ in Diderots Dialog nochmals anders ins Spiel zu bringen, als Cathleen Schine in *Rameaus Nichte* es mit ihrer Transposition in „Myself“ und „She“ getan hat: Mit Köhler ließe sich nunmehr Diderots „Moi“ als eine weibliche Stimme auffassen. Dies würde ganz andere Sprachspiele mit sich bringen, denn, so heißt es in dem Essay *Tango. Ein Distanz*: „jedes Ich [hat] eine körpereigene Beziehung zur dritten Person, ist entweder er oder sie [...], sieht & spricht als er oder sie, verhält sich [...] zur zweiten Person als gleich oder anders. Für ihn & sie aber gelten im

²⁹ Barbara Köhler: Mit eigenen Worten. In: Gertrude Stein: Tender Buttons/Zarte Knöpfe. Übertragung und Essay von Barbara Köhler, Frankfurt a. M. 2004, S. 129–154, hier S. 150.

³⁰ Vgl. dazu auch die Gedichte *Kein Kommentar*, *Sophies Freund*, *Aufgabe* in: Barbara Köhler: Blue Box. Gedichte, Frankfurt a.M. 1995, S. 24, 39, 42.

³¹ Barbara Köhler: Wittgensteins Nichte. Vermischte Schriften. Mixed Media, Frankfurt a.M. 1999, S. 80 (fortan zitiert: WNi). Vgl. auch: „In der Syntax werden Rollen polar verteilt: Subjekt oder Objekt, Agens oder Patiens, die Verben (transitiv oder intransitiv) machen den Unterschied, der objektseitig keiner ist zwischen Menschen & Dingen“ (WNi, S. 28 f.).

³² WNi, S. 31 und 39. Vgl. dazu Helmut Schmitz: Grammatik der Differenz – Barbara Köhlers Suche nach einer nichtidentischen Subjektivität. In: B. Gruber, H.-P. Preußner (Hrsg.): Weiblichkeit als politisches Programm? Sexualität, Macht und Mythos, Würzburg 2005, S. 167–181.

³³ WNi, S. 50 f.

³⁴ Vgl. den zugleich didaktisierenden und irritierenden Fragenkatalog: „Wenn Sie lesen, was geschrieben ist, nehmen Sie ein Geschlecht an? [...] Wenn ein Text Ich sagt, nehmen Sie dieses Ich an, als wäre es Ihres, oder als das einer anderen Person? [...] Und wenn ein Text Wir sagt? [...] Meinen Sie, daß das Folgen hat für Lesen und Schreiben?“ (WNi, S. 40 f.)

Sprachspiel unterschiedliche Regeln.“³⁵ Wie an vielen anderen Stellen nimmt Barbara Köhler auch hier Bezug auf das Wittgenstein'sche Konzept des Sprachspiels, das das Generieren von Bedeutung von Zeichen und Sätzen an ihren (mehr oder weniger regelhaften) Gebrauch koppelt und damit nicht nur an Zeichensysteme, sondern auch und vor allem an sprechende Subjekte. Damit sind zugleich sowohl Geschlechtercodierungen als auch das Prinzip des Dialogischen angesprochen.

Im Kontext der feministischen Philosophie Mitte der 1990er Jahre hat Käthe Trettin die Kategorie des Geschlechts mit Hilfe von Wittgensteins Sprachspiel einer grundlegenden antiessentialistischen Kritik unterzogen: Der geschlechtlichen Codierung des sprechenden Subjekts wird kein ontologisch-bestimmender Status zugeschrieben, sondern ein logisch-deutender Status, der, wie jedes Sprachspiel, Bedeutung generiert *und* transformiert und somit einer kritischen Re-Interpretation zugänglich ist.³⁶ Literarisch gewendet heißt es folglich in Köhlers Essay *Wittgensteins Nichte*: „SEIN IST EIN POSSESSIVPRONOMEN. ES ZEIGT WAS IHM GEHOERT [...]. NUN VERSUCHEN SIE, WENN DIE REDE VON IHM IST, ES SICH NICHT ALS IHN VORZUSTELLEN“.³⁷ Die Beobachtung, dass grammatische Kategorien die Geschlechterbeziehungen vorstrukturieren, verschafft Köhler die Möglichkeit, durch ihre literarische Technik einer spezifischen, Polysemie erzeugenden Relationierung von Wörtern und Satzteilen – einem wenig regelhaften Sprachspiel, das der Sprache eine ‚andere‘ Erkenntnisfunktion zuschreibt – eine nichtidentische, eine prekäre Subjektivität zu erschreiben, die sich als dialogische versteht. Und so lassen sich in ihrem Schreiben zahlreiche Modi der Dialogizität erkennen: sei es zwischen ‚ich‘ und ‚du‘ in den Texten selbst, wobei diese Dialogpositionen zahlreiche Verwechslungen erfahren, auch solche des Verhältnisses der Geschlechter; sei es in der Wahl literarischer Dialogpartner/innen durch Motti, Zitate oder Übersetzungen; sei es durch intermediale Dialoge, wenn viele Beiträge aus *Wittgensteins Nichte* sich auf andere Kunstwerke beziehen.³⁸ Mit dieser vielfachen Dialogizität gehen nicht nur andere, d.h. plurale, instabile, offene Subjektentwürfe einher. Darüber hinaus werden im Dialog – dank seines Fehlens einer autoritativen Instanz und seines gattungsmäßig eher spekulativen Charakters – nichthierarchische Verknüpfungen entworfen,

³⁵ WNi, S. 31.

³⁶ Vgl. Käthe Trettin: Braucht die feministische Wissenschaft eine ‚Kategorie‘? In: Th. Wobbe, G. Lindemann (Hrsg.): Denkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede vom Geschlecht, Frankfurt a.M. 1994, S. 208–235, hier S. 225.

³⁷ WNi, S. 94 f.

³⁸ Dementsprechend bezeichnet Köhler ihre Seite des Dialogs, d.h. ihre Texte, als ‚Semiloge‘ (WNi, S. 13). Zum Dialogischen auch der frühen Arbeiten Köhlers vgl. Birgit Dahlke: ‚... auf einem Papierboot bestehen‘. Schreiben in der DDR der 80er Jahre. In: G. Paul, H. Schmitz (Hrsg.): Entgegenkommen. Dialogues with Barbara Köhler, Amsterdam 2000, S. 45–61.

die eher horizontal als vertikal verlaufen und so auf die Relationalität im Modus der Seitenverwandtschaft bezogen werden können.

Zudem ist die von Barbara Köhler stark gemachte Grammatik der Geschlechter mit der hier interessierenden Rhetorik der Verwandtschaft konstellierbar, wenn man Wittgensteins Konzept der „Familienähnlichkeit“ hinzuzieht, auf die Köhlers explizit verwandtschaftliche Beziehungsstiftung in *Wittgensteins Nichte* anspielen mag. Denn Wittgensteins „Familienähnlichkeit“ zielt ebenso wie Köhlers Spracharbeit auf solche Begriffe, die sich dank ihrer Unschärfen – Köhler würde sagen: Beweglichkeiten – nicht in Form hierarchischer Systematik klassifizieren lassen. In *Wittgensteins Nichte* wird Verwandtschaft also nicht explizit thematisiert, handelt es sich doch nicht um Verwandtschaftserzählungen. Aber die skizzierte Frage der Relationalität, ebenso wie die anhand von Diderots, Schines und Bernhards Texten bereits vorgestellte Thematik der Dialogizität und die jeweils titelgebende Rhetorik der Seitenverwandtschaft machen die intertextuellen Bezüge Köhlers zu den anderen Texten der hier untersuchten Reihe als nicht-hierarchische sichtbar.

4. Perspektiven literarischer Seitenverwandtschaft

Was also lässt sich mit der hier unternommenen Fokussierung auf eine literarische Rhetorik der Verwandtschaft bzw. auf deren Verschiebung hin zur Seitenverwandtschaft für weitere literaturwissenschaftliche Anknüpfungen, aber auch für Anschlussmöglichkeiten an nicht genuin literaturwissenschaftliche Diskurse gewinnen? Jenseits der hier vorgeführten spezifischen Textkonstellation eröffnet eine solche Herangehensweise weitläufige Perspektiven, zunächst für die Analyse literarischer Modellfiguren und deren narrativer und kultureller Funktionen. Solche Modellfiguren sind beispielsweise all die Erbtanten und Erbonkel in der Literatur v.a. des 19. Jahrhunderts, die, wenn sie nicht bloße Komödien- oder Schwankfiguren sind, mit ihren oft unerwarteten Erbschaften ihren Nichten und Neffen den ersehnten individuellen Weg an deren (Über-)Vätern vorbei eröffnen. Damit ermöglichen sie ein Arrangement zwischen zukunftsorientierter Individualisierung einerseits und herkunftsgebundener Tradition im Dispositiv der Genealogie andererseits – und zugleich ein Denkmodell für eine grundlegende kulturelle Problematik des 19. Jahrhunderts.³⁹ Desweiteren ergeben sich Anschlussmöglichkeiten an Lesarten, wie sie beispielsweise Ernest Jones schon 1910 in seiner psychoanalytischen Lektüre des berühmtesten Neffen der Weltliteratur demonstriert hat: Hamlet. Dessen Zögerlichkeit und Handlungsunfähigkeit leitet Jones aus

³⁹ Vgl. dazu Ulrike Vedder: Erbschaft und Gabe, Schriften und Plunder. Stifters testamentarische Schreibweise. In: M. Minden, M. Swales, G. Weiss-Sussex (Hrsg.): History, Text, Value. Essays on Adalbert Stifter, Linz 2006, S. 22–34.

Hamlets Status eben nicht als Sohn eines toten Vaters, sondern als Neffe eines lebendigen Onkels ab, eines Onkels nämlich, der das getan hat, was er selbst in einer ödipalen Konstellation hätte tun müssen: den Vater töten und die Mutter heiraten.⁴⁰ Darüber hinaus erlaubt eine Fokussierung auf die Seitenverwandtschaft – wie bereits gesehen – auch eine andere Perspektive auf Modelle von Produktionspoetik und Literaturgeschichtsschreibung bzw. Kanonbildung. Deren Patrilinearität, wie etwa Harold Bloom sie mit seiner Verknüpfung rhetorischer und psychodynamischer Komplexe im Modus der Familientriade gefasst hat, kann durch seitenverwandtschaftliche Beziehungstiftung, wie sie die hier vorgestellten Texte unternehmen, ausgehebelt werden.

Weitere Perspektiven literarischer Seitenverwandtschaft ergeben sich, wie bereits skizziert, für die Erörterung von Intertextualität und Dialogizität. Darüber hinaus ist aus der Sicht des Prinzips der Seitenverwandtschaft ebenfalls die Frage literarischer Genres zu diskutieren. Denn die Bevorzugung der ‚kleinen Form‘ durch die hier betrachteten Nichten- und Neffen-Texte erscheint angesichts des *genealogical imperative* des epischen Romans folgerichtig, dessen lineares Erzählen – ganz im Gegensatz zu den hier betrachteten Texten – ja mit der Idee von Vorfahren und Nachkommen sowie dem Denken in Ursprüngen und Abläufen verknüpft ist.⁴¹ Vielleicht ließe sich überhaupt die Frage von synchronen und diachronen Ordnungssystemen in der Literaturwissenschaft wie Genre, Literaturgeschichte, Genealogie, Kanon usw. auch mit Hilfe von Verwandtschafts- bzw. Seitenverwandtschaftsmodellen erörtern, parallel zu Wittgensteins Konzept der „Familienähnlichkeit“ mit seiner Überkreuzung von Klassifikation und Genealogie, d.h. mit einer Überlagerung synchroner und diachroner Ordnungssysteme.

Dass über die Frage der Seitenverwandtschaft zudem eine ganze Reihe von Aspekten literaturwissenschaftlicher Geschlechterforschung fokussiert werden kann, haben die vorhergehenden Überlegungen gezeigt: so etwa Weiblichkeitsinszenierungen sowie das Verhältnis von Gender und Genre anhand von Diderots Dialog; eine Kritik an patrilinear gedachten Tradierungs- und Produktionsmodellen sowie intertextuelle Strategien, die die rhetorische Verfasstheit von Verwandtschaft ebenso wie die von Geschlecht ausstellen können, anhand von Thomas Bernhard; bei Barbara Köhler die Perspektive einer Grammatik der Geschlechter, die der Kategorie des Geschlechts jeden Essentialismus austreibt.

⁴⁰ Ernest Jones: Das Problem des Hamlet und der Ödipus-Komplex, Leipzig/Wien 1911 (Orig. 1910), S. 44 f. Die Beziehung des Neffen zum Onkel lässt sich in einer solchen Deutung demnach als ein ödipales Verhältnis zweiten Grades bestimmen.

⁴¹ Vgl. Patricia Tobin: Time and the Novel. The Genealogical Imperative, Princeton 1978.

Literatur der Seitenverwandtschaft arbeitet also explizit an Verwandtschaft als kulturellem System. Insofern ließen sich mit ihrer Hilfe auch analytisch-kritische Positionen etwa gegenüber soziobiologischen Überlegungen zur sog. *kinship selection* mit ihrer Privilegierung der ‚Genverwandtschaft‘ einnehmen.⁴² Dass Verwandtschaft nicht zuletzt dank eines begrifflichen Ordnungssystems und einer permanenten rhetorisch-performativen Praxis entsteht, darauf verweisen auch ethnologische bzw. kulturanthropologische Befunde, nach denen Verwandtschaft – parallel zu *gender* – etwas Prozesshaftes ist und als kulturelles und soziales Konstrukt aus Benennungen und Praktiken gedacht wird. Dieses konstruktive Moment von Verwandtschaft im Allgemeinen liegt im Modus der Seitenverwandtschaft besonders offen zutage, sei es durch eine mögliche Verkehrung der Generationenfolge, wenn Tanten und Onkel jünger als ihre Nichten und Neffen sind, sei es durch die Entstehung neuer, nämlich angeheirateter Seitenverwandter. Darüber hinaus treibt die Seitenverwandtschaft das performative Moment von Verwandtschaft, etwa den Sprechakt, der eine Verwandtschaft benennt und so zugleich stiftet, noch einmal stärker hervor. Hier wäre nicht nur an die Patentante oder den Nennonkel zu denken, sondern auch an Hans Magnus Enzensbergers Stück *Voltaires Neffe. Eine Fälschung in Diderots Manier* (1996). Darin enthüllt „der Philosoph“ am Schluss, dass „der Neffe“ gar nicht Voltaires Neffe ist, sondern sich nur so nennt, um sich bei Voltaire einzunisten und später dessen Erbe anzutreten. Dieses strategische Spiel mit Verwandtschaftsbezeichnungen zur Etablierung von erbrelevanten, das heißt justitiablen und damit wirklichkeitseffektiven Verwandtschaftsverhältnissen hat übrigens Voltaires Nichte gleich durchschaut. Sie hat allerdings in Enzensbergers Dialog keine autonome Stimme, sondern wird vom Philosophen simuliert, und ihr Status als Voltaires Nichte bleibt angesichts der Überfülle rhetorisch-performativ gestifteter Seitenverwandter im Unklaren: „nicht wahr, Paris wimmelt heutzutage von Neffen?“⁴³

(zuerst erschienen in: Zeitschrift für Germanistik, Jg. 19, H. 3, 2009, S. 590-602)

⁴² Nach dieser Auffassung könnten etwa die Tanten und Onkel mütterlicherseits sich der Weitergabe ihrer Gene in ihren Nichten und Neffen sicher sein und würden deshalb in besonderer Weise für sie sorgen.

⁴³ Hans Magnus Enzensberger: *Voltaires Neffe. Eine Fälschung in Diderots Manier*, Frankfurt a. M. 1996, S. 64.